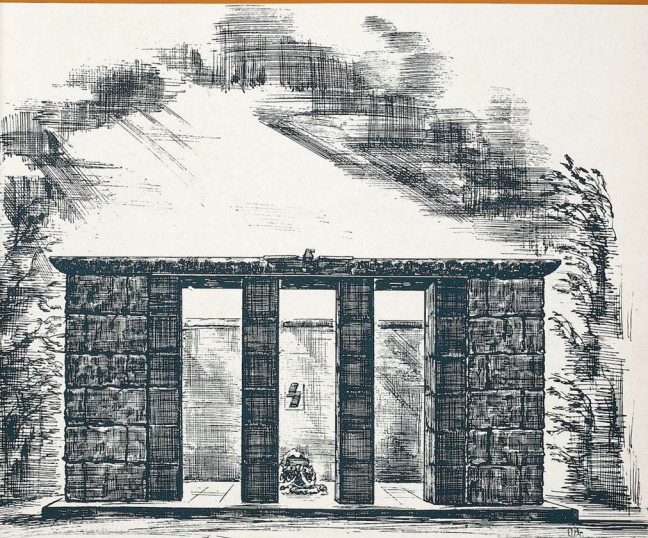


MÜNCHEN / 1937 / NR. 45
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

SONDERHEFT:

GAU MECKLENBURG-LÜBECK

Jugend



Ehrenhain des Gaues Mecklenburg-Lübeck

O. Brinckmann



Warnemünderin (Bronze)

Gustav A. Wallat

Vorwort des Gauleiters

Mecklenburg ist im Begriff, ein neues Gesicht zu bekommen, ein junges Gesicht dank der unablässigen Arbeit der Partei. Unser Land ist schön und reich an Werken und an Beweisen bester deutscher Tradition, deutscher Kultur und Geschichte. Mecklenburgs Dichter und Maler zeigen in diesem Heft den niederdeutschen Menschen und seine Landschaft, zeugen von der Jugend und gesunden Kraft eines eigenständigen Volksstammes, der im festen Glauben an den Führer und sein Werk freudig in die deutsche Zukunft marschiert.

Friedrich Hildebrandt

Gauleiter

Zum Bild „Ehrenmal“ auf der Titelseite

Im vierten Jahre des Dritten Reiches schuf Mecklenburgs Gauleiter und Reichsstatthalter Friedrich Hildebrandt am Hochufer des Schweriner Sees den toten Kämpfern der Bewegung im Gau eine gemeinsame Ruhestätte im Ehrenhain. In einem herrlichen Wald von Eichen und Buchen scharen sich dort um das Grab von Wilhelm Gustloff, dessen Name ein riesiger Findling trägt, die Gräber alter Kämpfer der Partei. Einfache Findlingssteine künden ihre Namen. Am 8. und 9. November 1937

wurden elf tote Soldaten des Führers aus ihren Heimatorten im weiten Mecklenburger Land in den Ehrenhain nach Schwerin überführt und zur letzten Ruhe bestattet.

Dieser Ehrenhain und das aus Granitblöcken errichtete Ehrenmal für die Ermordeten des Gaus Mecklenburg wird für alle Zeiten Heiligtum der Nationalsozialisten dieses Gaus sein, ein Mittelpunkt des Glaubens, zu dem noch künftige Generationen wallfahrten werden und immer wieder neue Kraft suchen und finden für den immerwährenden Kampf um das ewige Deutschland.



Krabbenfischer

Paul Wallat

Mecklenburger Leute

Von Gerhard Ringeling

Im Mutterboden der Landschaft wurzelt der Charakter ihrer Menschen. Die Stürme und Ströme geschichtlichen Lebens gehen darüber her, und wie Wind und Welle das Antlitz der Erde furchen und ihm die wesentlichen Züge verleihen, so hebt auch das geschichtliche Erleben aus der Mannigfaltigkeit möglicher Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte die schicksalhaften Sonderzüge im Charakter eines Stammes heraus.

In der weiten niederdeutschen Landschaft ist unser Land ein Ausschnitt, der ohne feste natürliche Grenzen ihr eingebettet ist. Es ist Kolonialland und trägt als solches die besonderen Züge, die dem ostelbischen Gebiete eigentümlich sind. Die Siedler kamen aus dem linkselbischen Gebiet Niederachsens, aus Holstein, Friesland und Westfalen. So zeigt denn auch unser Volkstum wesentlich die Züge des niederächsischen Stammes in Sprache, Sitte und Wohnung. Schwer dürfte es

sein, gegenüber den gemeinsamen Zügen die besondere Eigenart des mecklenburgischen Menschen klar herauszuheben. Ja, es könnte wohl sein, daß einer die Behauptung wagte, einen Mecklenburger gibt es überhaupt nicht, es gibt nur Mecklenburger Leute.

Ein paradoxer Ausspruch — und doch, enthält er nicht vielleicht ein Quentchen Wahrheit: Im Südwesten, die grise Gegend, Eintönig und karg das Land, weite Heideflächen und dunkle Moore, die Fichtenbestände selbst kümmerlich im silbergrauen Flechtenschmuck. Die Dörfer weit auseinandergerückt, mühsam mahlt der Wagen im weissen Heidefand. Die Menschen verschlossen, wortkarg. Schwere Arbeit gewohnt. Jäh, misstrauisch, nüchtern und sparsam. Bescheidener Wohlstand. So hat sie Gillhoff gezeichnet. Und ihnen eigen jener trockene Humor, der so ganz anders ist, als fröhlicher poltern, das Lachen, das drohend mit der geschlif-

fenen Pointe herausbricht. Jener leise, ironisch spielende Humor, der an Raabe erinnert, wie der Menschenhag an die Geidjer. Ein wenig philosophisch, ein wenig umständlich, aber oft seltsam tief. Der Mensch der heiteren Oberflächlichkeit liebt ihn nicht. Er desillusioniert, er hebt das behagliche Gefühl von der Wichtigkeit der eigenen Persönlichkeit so peinlich auf. So — ja so, wie wenn man sich an dem Musikanterknochen gestoßen hat und nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll.

Und daneben etwa das Nageburger Land, wo der Bauer fast wie ein kleiner Gutbesitzer auf seinem ausgebauten Hof sitzt. Fruchtbar wellige Moränenlandschaft, Buchenwälder, klare Bäche und kleine Seen. Wallbecken fassen die Felder und Landwege ein, und unter dem weiten wolkenüberschatteten Himmel drehen sich auf den Höhen die mächtigen Windmühlen. In den schmucken Dörfern behaglicher Wohlstand, auf dem Herbstmarkt läßt der



Unter der Mauer

Otto Brinckmann

Dauer was springen, er setzt dick auf die Karten und die Taler klappern und singen auf dem Tisch — damals, — es war einmal. Aber daneben steht dann doch wieder jene dunkle Müdigkeit des Blutes, gerade in den alten Familien des Landes, die hin und wieder einen abgleiten läßt. Sei es, daß der jüngere Sohn im Studium hängen bleibt und langsam verfaßt, sei's, daß plötzlich und allen-unsäbar einer still aus dem Licht des Tages scheidet, weil er sich immer weiter an den lockenden Abgrund herangegrübelt hat, oder nicht mehr aus und ein mußte mit dunklen Gewalten seines Innern.

Bunt und wechselnd wie die Landschaft ist auch der Mecklenburger Menschen-schlag. Die Welt des Gutsberren, wie sie Keuter zeichnet und daneben die Gansestadt mit ihren Kaufherren und Schiffen, wie John Brinckman sie uns malt. Wie frau und eigenwillig stehen die verschiedenen Menschen in den Werken der beiden Dichter gegeneinander. Bei unseren Nachbarn gelten die Menschen Keuters als die

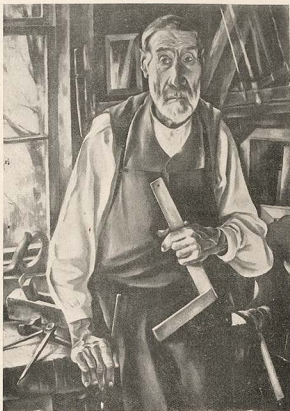
„typischen Mecklenburger“. Und dabei ist das in der Allgemeinheit nicht einmal richtig. Keuter, der durchweg dem Geschmack seines Publikums weitgehendst entgegenkam, hat — übrigens ähnlich wie sein Landsmann Heinrich Seidel — Menschen und Dinge gern ein wenig verkleinert. Brinckman ist scharfsäugiger, vielleicht erbarmungsloser, steht jedenfalls der Wirklichkeit näher und gibt ein naturgetreues Bild seiner Landleute. In Keuters Stromtid wie in Brinckmans Generalrbeeder steht im Mittelpunkt der Handlung der Kampf um die wirtschaftliche Existenz. Die Liebesgeschichte bleibt bei beiden durchaus nebensächlich, läuft schlicht und unkompliziert in die Handlung hinein, die in beiden Werken ihrem inneren Gesetz folgt. Das ist nieder-sächsischer Realismus, kolonialer Lebensstil. Geld und Wirtschaft werden verteuelt ernst genommen. Sie sind die großen Wirklichkeitsmächte. Es konnte im vergangenen Jahre darauf hingewiesen werden, ein wie tüchtiger, ja rücksichtsloser Geschäftsmann

frig Keuter selber war. Wer dem Grundsatz strenger Wirtschaftlichkeit nicht genügt, den nimmt man nicht so recht für voll. Und hinter dem, der großspuriges Auftreten liebt, ohne reelle Grundlage, wirft man wohl das Wort hinterher: Dickdau is min Leben, Brauder lehn mi 'nen Pappbahn. Diesen Zug gesunder, gutbürgerlicher Wirtschaftlichkeit teilt der Mecklenburger mit dem Goldseiner, beim Kriege ist er noch ausgeprägter entwickelt, und läßt die gemütvollen Züge oft stark zurückstehen. Wie aber der Mecklenburger gegenüber dem westlichen Nachbar durchweg weicher erscheint, wie seine Mundart breiter, gedehnter, ein wenig lässiger klingt, so steht unmittelbar neben dem Erwerbszinn ein ausgeprägter Zug zur Beaglichkeit, zur Freude an den Genüssen des Daseins, ein ganz wenig Neigung, es sich leicht zu machen. Leben und leben lassen. Im Betrieb wird — wir denken immer an die Zeit vor dem Kriege — nicht das Letzte herausgeholt. Es geht patriarchalischer, menschlicher zu. Deshalb fand man auch nirgends so altväterliche Wirtschaftsformen wie bei uns. Gegen das mechanisierte Getriebe des Taylorsystems lebte sich etwas in unserm Blut auf. Ein mecklenburgischer Tagelöhner läßt sich nicht kommandieren. Es wird angeordnet. In einem kaufmännischen Geschäft alten Stils steckt das Beste, was der Käufer übernimmt, in persönlichen, menschlichen Beziehungen zwischen dem Inhaber und seiner Kundschaft, die beide fast wie eine familie zusammengehören. Es liegt ein Stück Tragik darin, daß in Notzeiten, wie der unfriegen, solche Gebilde verschwinden müssen. Diese Tragik kommt vielleicht am schwersten darin zum Ausdruck, daß es gerade die bestgeleiteten Güter waren, die mit Schmittern arbeiteten. Die konnte man kommandieren, die ließen sich gedankenlos in einen Betrieb einspannen, dessen Rhythmus mehr und mehr von der Maschine diktiert wurde. Eine jüngere Zeit, die es wieder verstanden hat, den Gutsarbeiter in eine Gemeinschaft hineinzuschieben, so daß er in dem Betrieb seinen Betrieb findet, mit dem er sich tiefer verbunden fühlt als nur durch das Lohnverhältnis, hat auch hier erfreulichen Wandel geschaffen.

So darf man hoffen, daß bei aller Neubildung wirtschaftlicher Formen doch die unsern Volkstum eigenen Kräfte des Gemüts ihre gestaltende Kraft behalten mögen. Nüchternes Rechnen, herbes Beag an den Genüssen der Gegenwart — und eine verborgene Innigkeit des Gefühls, oft verpackt unter einem leichten Spott, einer spielenen Selbstironie — wie seltsam mischen sich beide Elemente bei Mecklenburger Leuten. Was in gehobener Stimmung, bei frohlichem Trunk leicht breit und sentimental hervorbricht — auch Keuters epische Kraft schwankt tie und da in gefühlsgeleiteten Szenen — das hat einmal eine ganz eigenartige formkraft gezeitigt, auf die vielleicht noch niemals recht

hingewiesen ist; die höchst eigenartige fischländler Partenerederei. Segelschiffe, erbaut aus den Eriparrnissen einer Verwandtschaft, eine Mannschaft, die gleichzeitig so etwas wie eine Sippen-genossenschaft darstellt, und das alles selbständig geschaffen von der armen Bevölkerung einer entlegenen Halbinsel aus eigener Kraft, ohne Regierungshilfe und entwickelt zu einer staunenswerten wirtschaftlichen Blüte — fürwahr, das ist, als ob aus der Goldenzeit unseres Volkes, der Ostkolonisation, ein lebendiger Pulsschlag bis in unsere Zeit hineingeflutet ist. Ist es nicht, als ob die befreiende Weite und Kraft der salznen See alle Kösfigkeit einer stoßenden Enge hinweggepült und die eingeborenen Kräfte des niederfächsischen Stammes befreit hat? Schade, daß diese heimliche Großtat noch keinen Schilderer gefunden hat, so wie in Jörn Jacob Svebn der Mecklenburger von Übersee seinen Darsteller fand.

Die See scheint ja überhaupt eine besondere Formkraft in unserm Volkstum zu bilden. Der Mensch von der Wasser-kante ist quicker, unternehmender, härter als der Binnenländer. Man denke an den Warnemünder Lotsenkapitän Gerdes, der 1813 auf eigene Hand einen munteren kleinen Krieg mit den Dänen begann. Man denke an die Koptöcker Walfisch- und Robbenfahrer, die sang- und klanglos verschwunden sind, die aber noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine wesentliche Bedeutung als Stand wie auch für die Handelsbilanz hatten, und man muß gestehen, daß hier hinter dem von Reuter vorwiegend geschilderten Mecklenburger aus der Ritterschaft und der Kleinstadt ein ganz anderer Typus auftaucht, der auch bei John Brinkman ja leider nicht seine endgültige Schilderung größeren Stils ge-



Mein Rahmenmacher

H. S. Oberländer

funden hat, denn „Von Anno Toback“ blieb leider fragment. Die Hanseischen Jüge im Bilde des Mecklenburgers sind eben

feineswegs ausgewischt, im Gegenteil sie sind lebendig und drängend und harren ihrer Entbindung als ein bedeutungsvoller Wechsel auf die Zukunft.

Was dem Volkscharakter unserer Heimat die besondere Prägung verleiht, ist die Folge einer ganz einzigartigen geschichtlichen Entwicklung. Geschichtliches Erleben, so sagten wir zu Beginn, meistelt die schicksalhaften Jüge im Charakter eines Stammes heraus. Für Mecklenburg entscheidend ist nun, daß es nach Ablauf der Hansezeit und der Kämpfe um die nordische Krone in einem toten Winkel des geschichtlichen Stromes liegt, daß es deutsche Geschichte nur leidend, dulndend miterlebt bis hin zu den Befreiungskriegen. Der Goldsteiner erlebt kein Stammesbewußtsein im Kampf mit den Dänen, von Hemmingstätt an bis Jöbst. Der Märker wird zum Preußen in den Kämpfen der großen Hohenzollern. Diese heroische Note fehlt unserer Heimat. Wir haben kein mecklenburgisches, sondern nur ein deutsches Erlebnis von 1813 bis zum Weltkrieg. Das ist das eine. Fast noch einschüdernder ist der zweite Sonderzug unserer inneren Geschichte: Mecklenburg hat das Zeitalter des Fürstenabsolutismus nicht erlebt, in dem der Staat des modernen Territoriums entpand. In anderen



Die Reiterbahn zu Rostock

Rich. Neger

deutschen Ländern hat die Macht des absoluten Fürsten den trotzigen Eigensinn der Stände gebeugt unter das Gesetz des Staates, unter das Gemeinwohl. Die Hohenzollern haben Bauernfurchung geübt, und die innere Kolonisation war ihr schönstes Ruhmesblatt. Auch Mecklenburgs Fürsten haben die Leibeigenschaft abgeschafft, haben Büdner und Häusler angesetzt, aber sie waren ohnmächtig gegen die Stände. Das war die bittere Folge des nordischen Abenteuers. Die Gewalt lag bei den Ständen. Die Masse des Volkes aber, von Mitwirkung und Verantwortung ausgeschlossen, stand dem Staatsgedanken passiv, oder gar abweisend gegenüber, und alle reichen Fähigkeiten flossen in das Strombett rein privaten Lebens. Ein gut Stück der hausbackenen Trübseligkeit des Mecklenburgers stammt sicher nicht zuletzt aus dieser Haltung, denn alles staatliche Leben muß sich über das rein wirtschaftliche Leben erheben und wurzelt in der Idee einer selbigen Gemeinschaft des Volkes. Der Mecklenburger gilt aber, und nicht mit Unrecht, als Individualist.

Darin aber, daß wir Mecklenburger Eigenart nicht in einem besonderen geschichtlichen Erlebnis unseres Staates bedingt empfinden, liegt vielleicht ein Vorzug, kein Mangel. Das Heimatgefühl wurzelt im Landschaftlichen und Stammesmäßigen, und bei aller Liebe zur Heimat und allem Stolz auf unsere Art kennen wir nicht den Dünkel, der an dem Bayern mitunter abköpft, kennen auch nicht jene partikularistisch sich gebärdende Reichsverdroffenheit, wenn man auch einmal über den Wasserkopf an der Spree schimpft. Zu tief ist das geschichtliche Erleben der letzten Generationen mit den großen Schicksalswenden Deutschlands verflochten, als daß auch nur der Gedanke an eine Sonderexistenz aufkäme.

Bunt und vielgestaltig wie das Land sind die Formen und Ausprägungen unserer Volksart. Auf eine Formel bringen läßt sich ihr Charakter nicht. Kraus und widerspruchsvoll stehen die Menschen gegeneinander. Und doch, ein Gemeinsames, weit über das Sprachliche hinaus, eint alle Kinder der heimatischen Landschaft. Definieren läßt es sich nicht, und doch spricht es, in Gutem und Bösem, aus jeder Gebärde. Und draußen jenseits der Grenzen bedarf es nur weniger Worte, und sie erkennen einander als „Mecklenburger Leute“.

Die Sorge um den Hochzeitsbraten

En Paster is of eens to Gochtied nöddigt un is grad' dorbj, den Gofbraten intwei to sniden. Dorbj flüggt em 'n grot Stück unner'n Dösch. Jagt die Kunde raus, röppt he. Diet nich nöddig, Herr Paster, seggt de Schult, if stah dor all mit de Been up.



Im herbstlichen Wald

Prof. Franz Bunke

Das ist Mecklenburg!

Man sieht die Seen, die Wälder, die schwarzweißen Kühe auf den fetten Wiesen, man sieht die kleinen Städte mit den großen Türmen, die Schlösser des Landadels und die alten Kirchen. Man sieht die alten Patrizierhäuser, wo hinter spitzgiebeligen Fassaden gerechnet, gewogen und wohl auch manchmal das Geld geschäftelt wurde. — Und man sieht diese Ge-

sichter des Volkes, die im mecklenburgischen Schmelztiegel geworden sind: den Schäfer, den Schützen, die alte zahmlose Bäuerin, den Schiffer, den Fischer. Man sieht das Meer, das die Ostseeküste bespült, das Meer, das heißen Kann und das, wenn es Sommer ist, lächelt, wie ach, die schönste Frau. Und man sehnt sich nach dem Lande, das Mecklenburg heißt!

Professor Oscar Matthiesen,
Kopenhagen.

Tanz im Dorf

Von Theodor Jakobs

Die alten, schiefen Weiden am Koppelgraben hatten eine andere Farbe bekommen, und ihre Zweige hingen tief über dem letzten Schneewasser, das seinen Weg glückend durch den Graben suchte. Ein und wieder verisperte ein dürre Zweig den Graben, und dann schlugen die kleinen Wellen einen flockigen Schaum, der so weiß war wie die weißen Wolken oben in der Bläue.

In der Koppel standen die ersten grünen Spizen der Dotterblumen wie naseweise Kinder, und ein Maulwurf hatte quer von einem Baum zum anderen mit seinen Füßeln ein Siebengebüsch gezeichnet.

Bibigrufe von überallher meldeten den Leuten im Dorfe, daß die Tage wieder junge Beine bekommen hatten. Nun war das Tönen von Kartoffelkiepen vorbei wie das viele Schlafen, und man konnte draußen wieder einmal hemdärmlich Luft holen.

Der Bauer Tofelde sah blinzeln nach dem Gliederbusch und merkte, daß der



Ratzeburgerin

Rich. Zscheked (Schwerin)



Dorf am See

Thuro Balzer

Knopfen hatte. Sein Zund wedelte mit dem Schwanz und sprang um ihn herum, daß er beinahe über ihn gefallen wäre, und der Zahn war zwischen den Kennen, als sei es Sonntag.

Als der Bauer seine Kühe und Pferde besehen hatte, meinte er zu seiner Frau: „Nächste Woche is dat so wiet, denn kann dat Buten losgahn.“ Die Frau hatte wenig Zeit, sie war beim Plätten und sagte nur: „Wenn du dat menst, minetwegen.“ Sie hatte es wirklich eilig, denn heute war Ball im Dorffrug, und es war noch viel zu schaffen. Es ist nun einmal immer so bei solchen Dingen, daß die Männer vor Langeweile herumstehen und reden und die Frauen arbeiten, daß es raucht, und möchten vier Hände haben.

Die Bäuerin schaffte es aber bis zum Abend. Ihre Töchter Emma und Anna waren schon im Feststaat. Das Kleid der Anna war etwas besser, sie hatte auch neue Tanzschuhe bekommen, weil sie noch mit keinem ging. Emma hatte sich im letzten Winter dem Friedrich Drumm versprochen und würde wohl bald heiraten. Friedrich hatte die Nase etwas schief im Gesicht und guckte auch mit einem Auge ein wenig schief um die Ecke, aber sonst war er ein guter Kerl. Anna hätte eigentlich zuerst einen haben müssen, denn sie war die Älteste. Bei ihrer prallen Figur trug sie jetzt ein gestreiftes Kleid mit dünnen Linien. Die Verkäuferin in der Stadt



Fischland-Küste

Prof. Max Unold

hatte gesagt, daß Linien schlank machten. Das mußte dann wohl auch stimmen.

So gegen 8 Uhr schloß der Bauer das Haus ab und ging mit seiner Familie im Gänsemarsch, den die aufgeweckte Dorfstraße vorschrieb, in den Krug. Seine Leute waren schon fort, nur bei seinem ältesten Knecht war noch Licht. Der war nicht mit dem Kragenknopf fertig geworden, weil er zu große Hände für diesen kleinen Gegenstand hatte. Der Mann hatte außerdem Gardemaß. Seine Frau aber war so ein kleiner Drümmel, hatte gnittertschwarzes Haar, listige Augen und war schlief wie ein Bettelkerl, aber sie war treu und gut. Sie sah, wie ihr Mann mit beiden Händen an dem hinteren Kragenknopf arbeitete und wie der weiße gestärkte Kragen mit dem Ausdruck „Son'n Schiet!“ in die Ecke flog. Unter Zuhilfenahme der Wasserbank erreichte sie die obere Halspartie ihres Mannes und machte ihm den Kragen fest. Nun mußte sie etwas verkehrt von der Bank getreten sein, oder vielmehr sie kam gar nicht dazu. Mit einem Krach setzte sie sich rückwärts in den Wassereimer, daß es nur so spritzte, die Bange vor Schreck vom Herz sprang und die beiden Kinder das Weinen kriegten. War das ein Theater. Hinterher stand die kleine Frau im Unterrock in der Küche und plattete ihr Seidenes, und der Mann saß brummend in der Stube. Weil er so herabhaft gelacht hatte, war sie ihm über den Mund gefahren.

Alle Tränen trocknen im Leben und ein nasses Kleid erst recht. Mit einer Verspätung, die wohl sechs Walzer ausgemacht haben kann, kam das Ehepaar im Saal an. Nachdem sie von allen Leuten gemustert worden war und auch ihrerseits alle Kleider beaugenscheinigt waren, be-

stellte ihr Mann beim Herrn Ober, der in der Woche Fahrer der Motorprize war, zwei Glas Bier.

Die Musikkapelle auf der Bühne suchte nach Voten, und als sich die vier Mann einig waren und jeder Bier bekommen hatte, spielten sie „An der schönen blauen Donau“. Der Küster schlug auf die Tasten des Klaviers, als hätte das Ding überhaupt kein Geld gekostet. Der Schuster Witt, der die Klarinette spielte, verwechselte hin und wieder die Kustlöcher, und

dann quetschte es, als ginge eine Schusterable durch den Daumen. Inäbdingt und sinnig spielte ein Bänderjohn die Geige. Die Trompete versagte aber nie. Karl Schadowski, der sie blies, war Hornist bei den Kageburger Jägern gewesen.

Mitbin vertrugen sich alle Instrumente und die Menschen im Saal auch, am eingingen war man sich an der Tonbank.

Allmählich wurden die Kragen weich und die Herzen noch weicher. Als die Musik fehlerfrei „Sieben heit schreven ut Sagenow“ gespielt hatte, ging Anna mit Wilhelm Kobrow nach draußen. Es war auch einfach zu heiß im Saal. Wilhelm fand das Linienkleid ausgezeichnet und hat Anna allerhand Dinge gesagt, die mit der Frühjahrsbestellung nichts zu tun hatten, und als sie wieder hereinkamen, hat Mutter Tofelde etwas gewußt, das stand aber nur in ihren wasserbellen Augen. Wilhelm bestellte einen Walzer und eine Lage Bier und schwenkte dann die Anna im Saale herum, daß es nur so staubte, und hinterher ging er an die Tonbank. Hier wollten sich gerade zwei beim Schlipps fassen, doch sie wurden dreikantig an die Luft gesetzt, und die Musik spielte schnell einen Rheinländer. Dann folgte „Ach lieber Schuster du“, wofür Witt eine Extralage bekam und Wilhelm Kobrow auf seinem Anie den neuen Tansschuh der Anna hatte. In diesem Augenblick gratulierte sich die Bäuerin zu ihrem neuen Schwiegerjohn, während ihr Mann gemüthlich und harmlos neben ihr saß und ein Glas Bier nach dem anderen trank. An der Saalecke aber ging ein leises Wispern durch die bunten Papiergirlanden, das sich selig an den Wänden stieß. Doch daran hingen die eingerahmten Fabriksichten



Häuser in den Dünen

Liselotte Droß

der Brauereien, die von solchen Dingen nichts wissen wollten, denn sie waren Repräsentanten. Aber das Wispern lief auch an den Fenstern herunter und fand Bruderschaft draußen im Garten.

Bis nach Mitternacht hatte der Fußboden im Tanzsaal gekracht. Die Frauen packten den Kuchen aus, und die Männer bestellten den Kaffee. Zwischendurch fragte die Anna, ob sie mit dem Wilhelm nach Hause gehen könne. Die Bäuerin wollte freundlich antworten, da sagte der Bauer: „Kumm du man mit uns, du best lang nog schmußt.“ Die Frauen sahen sehr tief in die Kaffeetasse und blinzelten sich an.

Die Musikanten spielten den Kauschmeißer, und dann ging jeder heim, nur Wilhelm nicht, der war hochtourig wie ein Separator. Er trank mit der Trompete und der Klarinette noch einen, sprach auf sie ein, drückte jedem drei Mark in die Hand, und sie taten, was er wollte.

In der dritten Morgenstunde ertönte vor dem Hause des Bauern schaurig-schön das Lied „Guten Abend, gute Nacht“, so daß erst der Hofhund und dann alle Hunde des Dorfes mitjaulten und den Schuster so aus dem Konzept brachten, daß er immer zwei Töne hinter der Trompete herhinkte. Wilhelm aber stand hinter dem Gliederbusch und wartete. Endlich ging ein Fenster auf, doch es war nicht das von Anna. Die Stimme brachte alles zum Schweigen. Alles.

Am nächsten Morgen waren die Weiden noch schöner geworden, und die Luft war wie im Mai. Anna sang beim Melken, und in der Stube steckte der Bauer seine Füße unter den Kaffeetisch und meinte zu seiner Frau: „De Weiden könn sich kriegen, ick bew niks gegen Wilhelm, blot dei Musik bestell ick un nich hei.“

Ein paar Tage später noch es nach Kuchen im Haus, und Anna war dabei und plärrte das „schlanke“ Kleid.



Im Sommerkleid

Wolf Bergenroth

Mecklenburgische Volksüberlieferungen

Von Professor Dr. h. c. Richard Wossidlo

Von allerhand Slag Lüüd'

De Nachtfrost bliben noch immer nich ut, hadd de oll fru seggt, hadd Nijohra-morgen ut de Dor kafen. — Dat hadd 'f nich dacht, dat wi noch so 'n Nahwinter fregen, hadd de oll fru seggt, hadd Martini ehren Unnerrock verkofft.

Ik kann nich läsen un baden, jad' de oll fru, hefft doch alle Johr schöne Gassel.

Gif Swin maken nägen Siden, hadd de oll fru seggt, 'n Schrapstück künmt in de Wust.

Ik mücht, dat ik dot wir
Un leg, wo val Brot wir,
Un wir mit Pannfokken todeckt
Un wurd von 'n jungen Kavaler wedder
upweckt.

To'n Singen un Dancen

Mein Schatz ist ein Schneider, aber leider sehr klein,
Er fiel mir beim Essen in die Suppe hinein,
Er hat sich gebückt, er hat sich geduckt,
Mein Vater hat ihn mit runter geschluckt.

Tette mit de Muff kann gor nich dancen,
Tette mit de Muff bett glos un Wanzen,
Tette mit de Muff is gor nich to bruken,
Se kann nicks as fraten un juwen.

Wenn meine Frau den Teufel hat, dann weiß ich, was ich tu',

Ik steck sie in 's Haserfack und bind ihn oben zu.

Und wenn sie dann noch bitten tut, ach lieber Mann, mach auf,
Dann bind ich ihn noch fester zu und setz mich oben drauf.



Hanne Nütes Heimkehr
(Bronze)

Fritz Reuter

Zu seinem Geburtstage am 7. November

Der Humor ist der Sieg des Guten über die Schicksalsmächte. Mögen diese auch brutal triumphieren: Der Mensch macht sich geistig von ihnen frei und zeigt sich ihnen überlegen. Wer Humor hat, hat mehr vom Leben. Darin lag die große Gabe Fritz Reuters, des „Homers von Mecklenburg“, daß er sich dem widrigen Schicksal überlegen zeigte. Die niederdeutsche Sprache, so viel gemütvoller als das Hochdeutsche, war dabei ein besonders glückliches Ausdrucksmittel. Wer das Plattdeutsche als grob oder derb empfindet, kennt es nicht. Es ist ein Fehler derrer, die einen Dialekt bloß nachahmen, aber nicht sprechen, daß es ihnen nur gelingt, ein paar derbe Saiten aufzusuchen, ohne die Tiefen und seelischen Feinheiten zu bemerken.

Fritz Reuter, der nach Jahrhunderten das Plattdeutsche zum ersten Male wieder zu einer Schriftsprache gemacht hat, ist auch einer ihrer größten Klassiker geblieben. Jetzt, am 7. November, feiern wir seinen Geburtstag. Im Jahre 1830 wurde er als Sohn des Bürgermeisters in Stavenhagen in Mecklenburg geboren. Ein strenger Vater, eine gütige, sehr geliebte Mutter, die der Knabe früh verlor, Vater und Sohn verstanden sich wenig; ihre Naturen waren zu verschieden. Der Vater schalt seinen Jungen oft wegen seines unverbesserlichen Leichtsinns, der wahrscheinlich nicht leichter war, als es in diesem Alter üblich ist. Als der misratene Sohn die Schule verließ, wurde er nach Rostock auf die Universität geschickt, wo er sich auf Befehl des Vaters, aber ohne sonderliche Neigung der Jurisprudenz zuwandte.

Von Rostock kam er nach Jena. Da das Studium ihm nicht sehr zusagte, stürzte er sich in ein ausgelassenes Studentenleben hinein. Damals spukten unklare, aber da-

für um so stürmischere Freiheitsideen in deren heißen Köpfen herum. Reuters Bürgerschaft, die Germania, erregte wegen einiger im übrigen harmloser Ausschreitungen besonderen Anstoß, und man ging mit Strenge gegen ihre Mitglieder vor. Reuter hatte sich während der Ausschreitungen in der Heimat befunden und überhaupte nicht daran teilgenommen.

Als er jedoch 1833 nach Berlin kam, wurde er dort verhaftet. Da er für seine Kameraden einstand, wurde er nach längerer Untersuchung wegen verächtlichen Hochverrats zum Tode verurteilt. Friedrich Wilhelm III. begnadigte ihn dann zu dreißigjähriger Festungshaft.

Sechs Jahre lang wurde er von einer Festung zur anderen geschleppt. Silberberg, Glogau, Magdeburg, Graudenz. Schließlich wurde er 1839 nach Mecklenburg ausgeliefert und wanderte auf die Festung Dömitz. Zu seinem Glücke starb Friedrich Wilhelm im darauffolgenden Jahre und der Herzog von Mecklenburg ließ ihn frei.

Aber die Festungsjahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er war nicht mehr der junge, lebenslustige Student. Seine Zukunft war zerstört; er betäubte seine Leiden mit Alkohol — ein Laster, von dem er sich nie mehr ganz freimachen konnte.

Da er seine Studien nicht wieder aufnehmen konnte, wurde er Landwirt, und fand in zehnjähriger harter Arbeit in Gottes Natur seine Gesundheit und Spannkraft wieder. Er heiratete 1850 Luise Kunze, die Tochter eines Landpastors, und ließ sich als Privatlehrer in Tropow nieder.

Hier fand er Muße zum Schreiben und er entdeckte seine schriftstellerische Begabung. Es entstanden die ersten plattdeutschen Anekdoten und Schwänke „Läuschen und Kixeln“, kleine, rotbackige Straßenszenen des Humors, zum großen Teile laufendes Volksgut, vom Stammtisch und von der Straße zusammengetragen. In ähnlicher Sprache, aber als zusammenfassende Dichtung ist „De Reis nah Beligen“ gehalten, eine Bauerngeschichte voll harter Poesie.

Ein tragisches Werk ist „Kein Lösung“. Hier greift Reuter die absolute Herrschaft an, die manche Gutsbesitzer sich über ihre Leute anmaßten. Es ist die Liebesgeschichte eines Knechtes und einer Magd, deren Heirat vom Gutsbesitzer verhindert wird, da dieser der Magd nachstellt. Der Knecht weiß keinen Ausweg mehr, stößt seinen Herrn nieder, wird verfolgt und flieht. Die Geliebte bleibt mit ihrem Kind zurück, verfällt in geistige Umnachtung und stirbt. Nach Jahren kommt der Knecht zurück, um sein Kind nach dem freien Amerika zu holen. Dieser Tragödie mit dem Ausblick in die Freiheit folgt „Ganne Väte“, eine lustige Menschen- und Vogelgeschichte.

Nun aber gelangt er auf die Höhe seines Schaffens in den „Ellen Kamellen“.



Alt-Rostock

Radierung Arthur Eubert

Zuerst „Alt de Franzosentid“, jenes jeher menschliche Stimmungsbild der Franzosenherrschaft in Mecklenburg.

„Alt mine Festungstid“ ist der Roman seiner Leidenszeit, voll humorvoller Tragik, voll tiefer Menschlichkeit. Ohne Bitterkeit, mit wirklicher innerer Befreiung erzählt er von den Menschlichkeiten und kleinen Eitelkeiten seines Platzmajors und seiner Zerbrüchle.

„Alt mine Stromtid“ beschreibt den Roman seiner Landmannszeit. Die Handlung dreht sich um den Emporkömmling Pomuchelsopp, der versucht, den vornehmen Gutsbesitzer von Kambow von seinem Hofe zu verdrängen. Da hinein aber flücht sich eine fülle lebenswahrer Charaktere, deren berühmtester, Unkel Bräsig, fast eine Art Nationalheld von Mecklenburg und weit über die Landesgrenzen bekanntgeworden ist.

Eine lustige Geschichte ist „Dörchläuchting“, in dem ein Original auf dem mecklenburgischen Fürstenthron, voller Weiber- und Gewitterfürchte, beschrieben wird. Ebenso lustig und humorvoll ist „De Reis nah Konstantinopel“.

Reuter wurde in seiner Zeit und lange danach als einer der volkstümlichsten Dichter Deutschlands gefeiert. Als er am 12. Juli 1874 starb, wurde er betrauert von der ganzen Nation, die in ihm den wahren Geist des Volkes erkannt und geliebt hatte.



Hafen in Wismar

Wilhelm Schulz

Georg Dahdes Bogen

Von Fritz Specht

Man kennt das Fischland nicht, wenn man es nicht im Winter gesehen hat. Mit solcher allgemeinen, in seinem Munde geradezu an eine moralische Lebensregel grenzenden Behauptung verjüchte mein Fischlandfreund, mich zu einer Reise bei Eis und Schnee zu überreden. Wenn schon — sagte ich mir — man kennt auch einen Ozeanbampfer nicht, wenn man nicht erlebt hat, wie er sich bei Schiffbruch benimmt, und trotzdem drängt sich niemand zu dieser Kenntnis. Was kann schon das Fischland im Winter bieten! Schöne Landschaft! ... Landschaft! sagte er. Landschaft auch. Aber vor allem: Segelschlitten! Segelschlitten auf dem Boden! ... Infolgedessen fuhr ich nach Ribnitz. Da gibt es am Hafen eine kleine Anleihe, in der alle Segelschlittensfahrer ihre Frühstücke verzehren. Wer von Ribnitz mit dem Segelschlitten nach Wustrow will, der muß sich dort melden. Die ganze Bude war voll Pfeifenqualm und es roch nach Grog. Durch den Dunst schrie ein halbes

Duzend seemannisch gekleideter Männer gegen einander an.

Es war eine große Aufregung, denn sie rühmten sich ihrer Geldentaten. Sie hatten diesen Morgen eine ganz gefährliche Fahrt hinter sich gebracht. Der Bodden war überhaupt noch nicht ganz zugefroren, sagten sie, und zwischen all den offenen Löchern waren sie mit ihren Segelschlitten hindurchgeglitt. Der eine war hier, der andere da beinahe hineingeraten, und alle waren sie noch einmal um Gaarsbreite trocken davongekommen. Genau an derselben Stelle, wo vor drei Jahren (oder waren es erst zwei) der Segelschlitten in das schwarze Wasser gelaufen war, wobei die ganze Paketpost zum Teufel ging und der Fahrgast noch mit knapper Not gerettet wurde — genau an derselben Stelle war auch jetzt wieder so ein tückisches Loch. Nun, Glück muß der mutige Seemann haben, sie hatten es geschafft und konnten laut und selbstbewußt der überstandenen Gefahren lachen. Aber dann

rührten sie wieder nachdenklich und ernst in ihrem Grog. „Wenn wir man bloß erst wedder droben waren!“ Mir standen die Haare heimlich zu Berge. Diese Fahrt hatte ich mir vorgenommen! Aber ein einziges Mal hatte ich statt der einstündigen Dampferfahrt nach Wustrow den Landweg gewählt — einen unbeschreiblichen Weg durch tiefen Sand, der die Räder des museumseigenen Fuhrwerks auf der Stelle festzuhalten schien. Es gab damals noch keine Chaussee, und wir mahnten und pflügten drei Stunden durch den Weg, ehe wir in Ahrenshoop ankamen. Das war eine so schreckliche Erinnerung, daß ich mich entschloß, die Gefahren des durchlöchernten Boddens auf mich zu neh-



Der Leierkastenmann

Scherenschnitt von Jürgen Schwendy



Septembormorgen

Wilhelm Facklam

men. Eine Viertelstunde Angst, und das Ganze wäre überstanden gewesen. Man hatte mir gesagt, ich müßte mit Georg Dabde fahren. Der sei der zuverlässigste Expert im Segelschlittenfahren. Es ging die Sage, die anderen Fischer führen erst dann zum ersten Male los, wenn Georg Dabde zum ersten Male nicht mehr eingebrochen sei. Und Georg Dabde führe so lange, bis er zum ersten Male wieder einbreche. Ich fragte also, wer von ihnen Georg Dabde sei. Aber Georg Dabde war überhaupt noch nicht da. Er hatte eine spätere Frachtführe in Aussicht. Was blieb mir anders übrig? Ich mußte mich einem andern anvertrauen. Aber auf meine Frage, wer mich nach Wustrow fahren wolle, erhob sich ein allgemeines Gebrell der Entrüstung und des Kolmes. Das sei ganz ausgeschlossen! Die Verantwortung könne niemand übernehmen, kein einziger von ihnen. Sie, die Fischer, müßten ja wieder hinüber, das sei nun mal ihr Beruf, aber für das Leben von Jahrgangsten könnten sie nicht auch noch einsteigen. Sie

gingen wieder an, mir die Gefahren in schrecklichen Farben auszumalen. Mir wurde gruselig. „Na“, sagte ich schließlich ergeben, „dann muß ich wieder mit dem Wagen fahren.“ Da lachten sie. „Mit den Wagen willen Sei führen? Weiten Sei, wo lang dat duert?“ Das wußte ich leider. „Dat helpt je newer niks“, sagte ich. „Oh wat“, warf da einer ein, indem er sich mit einem Kuck zu einem anderen umwandte, „Willem, neem du em man mit!“ Willem wiegte bedächtig sein Haupt hin und her. „Ja, ja“, sagte er, „dat ist man so'n Sak.“ Das machte mir keinen Mut; ich dachte an den sicheren Georg Dabde. „Denn kann ik je ok so lang toden, bet Georg Dabde kummt“, meinte ich. Aber da erhob sich abermals ein Sturm der Entrüstung, und Willem schlug mit seiner überlebensgroßen Seemannsfaust durch den Tabakrauch. „Oh wat“, rief er, „Georg Dabde! Ummer Georg Dabde! So as de, führ ik Se ok noch röver! Meinen Sei, dat kann blos Georg Dabde! Wat! Meinen Sei, wi können nich

ok führen!“ „Ne, ne, ik mein man...“ Willem stand auf und trat nahe an mich heran. „Oder sind Sei bang?“ fragte er, und die anderen lachten.

„Dat nich“, sagte ich. „Wenn Sei mitnehmen wollen...“

„Na“, rief Willem mit der Saltung eines Gelden, „denn man tau. Dann kamen S ma mit!“

Und damit packte er sich allerhand Körbe und Säcke auf und ging zur Tür hinaus. Und die anderen riefen noch hinter mir her: „Äwer de Verantwortung kann fei nich overneemen!“

Das war der Trost, den sie mir mit auf den Weg gaben.

Wir gingen ein Stück am Strande entlang. In einem kleinen Graben lag auf dem Eise der Segelschlitten, ein ganz flacher Bootskörper mit Schlittenkufen und einem Segelmast. Ich wurde mit samt den Säcken und Körben verfrachtet, und Willem entsaltete bedächtig ein braunes, flückerreiches Segel. Langsam setzte sich der Schlitten in Bewegung. Willem steuerte ihn, wie man ein Boot steuert, auf den Dodden hinaus.

Da faßte uns der Wind. Der Schlitten glitt schneller und schneller über das Eis, und im Gaudumdröhen hatten wir eine verteilte Fahrt.

So über die glatte Eisfläche dahinzusausen, das war noch schöner, als ich mir gedacht hatte. Ich vergaß ganz die drohenden Löcher.

Bis dann rechts von uns schwarzes, leicht gekräuseltes Wasser auftauchte... aber schon waren wir daran vorbei. Und nun links wieder so ein tückisches Loch. Verdammst nochmal! Willem war doch ein Kerl, daß er so sicher dazwischen hindurchsteuerte! Immer wieder kamen Löcher. Ich bewunderte Willem, wegen seiner Kenntnisse und seines Mutes.

Da sah ich plötzlich vor dem Bug des Schlittens zwei deutlich gezeichnete Striche. Darauf fuhren wir entlang.

„Wat is dat?“ fragte ich.

„Dat is de Weg“, sagte Willem.

Man fuhr also immer denselben Weg. Ich mußte sagen, Willem verlor bei mir etwas an Ansehen. Was war denn schließlich noch dabei, diesen bewährten Weg nachzufahren.

„Wer fett denn diesen Weg tauierst führt?“ fragte ich.

Willem war so eifrig mit seiner Navigation beschäftigt, daß er mich nicht hörte. Ich mußte die Frage wiederholen.

Da brummte Willem etwas und drückte unwillig an den Worten herum. Schließlich kam er damit heraus: „Dat maßt Georg Dabde. Dat is je so'n Wagbalsigen.“

Vielleicht habe ich da ein bißchen gelacht. Dieß Kerl! Da rühmen sie sich, wie gefahrvoll ihr Weg sei, und dabei fahren sie bloß immer hinter Georg Dabde her! Und auf den waren sie offenbar nicht ein-

mal gut zu sprechen. Aber so geht es den Selden.

Ich sah nun immer auf unseren Weg und beobachtete spöttisch, wie ängstlich genau wir ihn nachzeichneten...

Nach kurzer Zeit kam Wustrow schon ganz nahe. Zwei Minuten noch, dann mußten wir das Land anlaufen.

Da machte Willem plötzlich etwas Verriektes: Statt geradeaus zu fahren, schwenkte er weit nach rechts ab, fuhr sogar wieder vom Lande fort und beschrieb einen großen Bogen — immer kreuzlich auf den beiden Strichen des „Weges“ entlang. Wir entfernten uns ein ganzes Stück von Wustrow, bis Willem schließlich mit einem großen Kreise wieder zurückkehrte und nach diesem umfänglichen Manöver Wustrow anhielt. Und dann erreichten wir doch noch das Land, das uns schon einmal so nahe gewesen war.

Ich kletterte aus dem Schlitten und sagte zu Willem:

„Du sagst Sei mi bloß, worum sind Sei eigentlich ierst wedder half nah Ribnig umfieriht?“

„Dat mót“, grummelte er.

„Dat mót?“ Worum mót dat?“

„Sunst kann uns wat passieren.“

„Manu! Up dit letzte End noch?“

„Ja.“ Willem war sichtbar schlechter Laune und es kostete ihn etwas, schließlich zu antworten: „Georg Dahde führt of immer so.“

Also wieder Georg Dahde, dem sie alles nachmachen, und von dessen Ruhme sie sich näherten:

In Wustrow besuchte ich zunächst einen Bekannten, und als ich nach einer Stunde vor die Tür trat und den weiten Bodden vor mir sah, kam wieder ein Segelschlitten aus Ribnig herüber. Ich war doch neugierig, wie nun dieser Führer sich verhalten würde, und erwartete seine Landung. Richtig: als er schon zum Greifen nahe war, schwenkte er plötzlich rechts ab und fuhr Georg Dahdes Kiefernbogen...

„Minsch“, rief ich dem Fischer zu, als er landete, „wat maken Sei denn? führen Sei ierst spazieren?“

„Wofo?“

„Worum führen Sei nich grad tau?“

„Dor hölt dat Is nich.“

„Gebben Sei dat probiert?“

„Ne, ich nich. 'n annern vun uns.“

„Wede denn?“

„Georg Dahde.“

Immer Georg Dahde! Das war der Mann, der allen Ruhm verdiente. Ich stellte mir einen hünenhaften, schweigenden und ernsten „Seebären“ vor. Als ich aber gegen Abend Georg Dahde bei einem Glase Rog kennenlernte, war es ein kleines, breitschulteriges Kerlchen, mit wasserblauen Augen, quicklebendig, redselig, trotz seines weißen Saates, und außerdem flottete er.

Wir sprachen von Segelschlitten.

„Ganz schön sind de Dinger“, sagte ich, „bloß dat müß noch 'n beten fixer gahn.“

Da geriet Dahde aus allen Fugen.

„Wat?“ rief er. „Sind Sei all eins mitföhrt? Dat geiht Sei nich fix nau?“

„Ja, — Sei sind mit den annern föhrt! führen S' mal mit mi, denn kriegen Sei tau seihn, wo fix dat geiht.“

„Sei führen of nich anners as de annern“, sagte ich.

„Dat hebben de annern Sei woll seggt, wat?“ rief Dahde. „Ja, de billen sich woll wat in. Äwer de können gornicks! De führen überhaupt nich los, wenn ich nich führen dau!“ Dahde lachte.

„Manu!“ wagte ich zu bemerken.

„Dat glöben Sei nich? Ja, vertellen dau'n f' je immer so, as wenn sei mit gornich druckten. Dit Johr hebben sei jick of wedder dick dahn: wenn Dahde humert-mal to Sus blifft, wi führen einfach los. Wi finnen unsen Weg of rower nah Ribnig, dor brufen wi Dahde nich tau! — Gäh! De un un Weg finnen!“

„Dat is je denn of egal“, sagte ich. „Sei kamen dorum doch nich fixer döwer as de annern, Sei führen je dok in so'n groten Bagen op Wustrow to.“

Da brach Georg Dahde in ein lautes Gelächter aus.

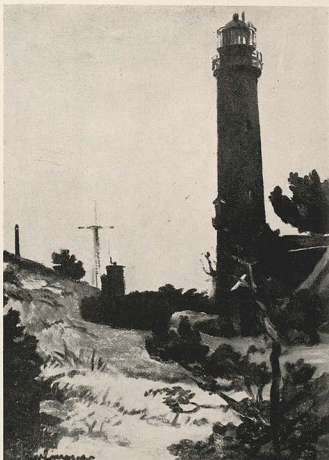
„Kamen Sei morgen mit mi“, sagte er.

„Ich fuhr Sei op'n graden Weg!“

„Je, wat hett dat denn mit den Bagen op fix?“

„Dat will ich Sei vertellen, Serring, seggen Sei äwer nicks nah! De annern jed'n immer, sei können of abn mi führen. Do heff ich mi dacht: fallst che mal wiesen, wat sei können. Un do heff ich vör Wustrow dissen ganz dummerhaften Bagen maht. Dat wier gornich nödig weis, äwer ich wull doch mal seihn, wat sei mi dat of nahmaken deden, un richtig: as sei losleiken deden, de annern mit dat grote Misl, dunn rutlichten sei all' op den groten Bagen rüm!“

Georg Dahde lachte. „Sei glöben gornich, wat mi dat för Spaß maken deiht,



Leuchtturm Darsser Ort

Karl Meyer

wenn ich das so mit ansehen darf! Das ist jeden Tag wieder 'n frisches Vergnügen für mich. Und ich höll' euch immer wieder in den Glauben, ich fühle oft immer noch ganz duffelich den großen Bogen."

Nest erkannte ich die Gelenke des Segelschiffers! Es war doch eigentlich ein tolles Stück: Die ganze Verbindung des Fischlandes mit Kibitz, der Waren- und Personenverkehr, unterwarf sich Tag für Tag

dem Nachplan des Kleinen Georg Dahde und das in einer Zeit, da man allen Verkehr so furchtbar ernst nimmt.

Als wir uns genügend an dieser Geschichte und an Brog defektiert hatten, gingen wir nach dem Strande hinunter. Da kam gerade der letzte Segelschiffen aus Kibitz an. Wir warteten einen Augenblick, und der Schiffer schwante vorheftsmäßig in den großen Bogen ein.

"Kief", sagte Georg Dahde, "der macht bei all' dem wieder sich Kewern vor mich. Und bei weit hat gornig." —

Am anderen Morgen fuhr ich mit Dahde wieder nach Kibitz.

"So", sagte er, "nu wollen wir die Klof. schiffers mal de Weg friegen."

Und dann fuhr wir den geraden und vernünftigen Weg, zum Segen des gesamten Fischlandverkehrs.



Mecklenburgische Trachten

zeigen die solide soziale Fundierung ihrer Trägerinnen.

Diese Frauen, die uns im Bilde zufrieden und stattlich entgegneten, laufen gern und gut und die Beständigkeit ihres Wesens macht sie zu treubehenden Käuferinnen erstklassiger Markenerzeugnisse für Familie und Haus. Aufschwüngen lassen sie sich freilich nichts. — Sie müssen geworden werden. Wir wissen es, denn es sind die treuesten unter unseren 50 000 Beziehern.

Wenn sie nach der Zeitung fragen, meinen sie das führende Blatt ihrer Heimat

Niederdeutscher Beobachter



Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

WENN

Photo — DANN Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32



Kapellenstr. 1
gerader Café Fährhafen

Daunendecken

Kunststoffe, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feststr. 25

Werbung
bringt
Arbeit!

HEINLOTH & Co. KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 NW - ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 KLISCHEE

1 erprobtes Rezept:

Bei verzehr. Schwäche durch „Repursan“ in all. Apotheken,
bewährte Kräftigungsmittel. 100 Table. 12.50 RM.
(Versand f. d. Mark: 1.50 RM.). Aufschlag Schrift m. Prob. pag. 30/37
Versandkosten & Verpackung durch Friedr. Wilt - Apotheke, Berlin - Charl. 2. Block 169



Einer für Alle - - -

Alle für Einen



Die ländlichen Genossenschaften

248 Dorfstassen

79 Spar- und Wirtschaftsgenossenschaften

286 Molkerei- und Milchlieferungs-
genossenschaften

33 Viehverwertungs-genossenschaften

333 Elektrizitätsgenossenschaften

109 Dresch-, Tierzucht-, Weide-
und sonstige Genossenschaften

arbeiten zusammen mit ihren Zentralstellen

dem Landesverband medl. landwirtschaftlicher und Raiffeisen-Genossenschaften e. V. zu Rostock
der Mecklenburgischen Landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaft-Raiffeisen e. G. m. b. H., Rostock
der Mecklenburgischen Zentralgenossenschaftskasse e. G. m. b. H., Rostock

im Einsatz für die Ziele der Erzeugungsschlacht



Schäferfanz

Wolf Bergenroth

LUSTIG VERTELLERS

Das Telephon

En Jung hett sinen Vadder fragt, wat dat egentlick mit dat Telephon up sik hadd. Dor hett de Oll seggt: Möst di dat so denken as 'n Swien. Wenn man dat binnen an 'n Swanz fött, denn schrigt dat vörn. So is dat mit dat Telephon of.

Das Wiedersehn im Himmel

En Dagböhner is heil iwer krank un nimmt dat Abendmahl. De Preeßer läst em nu vör in den Dichtsermon: dort oben sehen wir uns alle wieder. — Dor fröggst de Oll: Minen Droeder Jochen of? — Ja. — Minen Droeder Krischan of? — Ja. — Ach, Herr Pastor, denn weest I 'n Alend, denn geiht de Superie wedder von vörn los.

De Liggelau unde Kafendull

En Knecht will sik eens bi 'n Buern vermeen. Gest du of fählers: fröggst de Buern. Süs nich, seggt de Knecht, oewer ik frieg ofter de Liggelau. Oh, seggt de Buern (dat is 'n Sluf'uh'r wäst), ik will mit di in Gelägenheit sehn. Ik heff of 'n schlimmen fähler: ik frieg oftmals de Kafendull; denn hebben wi uns jo beid' nicks vörtöhlen. Uns' Herrgott gäv blot, dat wi uns' fählers nich to gliske Tiet friegen.

Die Kuh—a—a

En Frau hett ut ehren lütten Soehn ganz wat fiens maken wüllt un immer gäl mit em snack. As dor mal 'n groten Kohfladder in 'n Weg liggt, seggt se to den Jung: Johannchen, mein Schöhnchen, tritt nicht in die Kuh—a—a. — Was denn, Mama? — Verdammte Jung, du faßt nicht in die Kohschiet pedden. — In ehren Arger hett je de Mudderspraak wedder funnen.

„Kamerad, warum schreibst du so langsam?“

„Ich muß. Mein Mädel kam auch nicht schneller lesen.“

„Gibt ihr hier keine Insekten im Korn?“

„Ach, die fischen wir raus und trinken ihn trocknen.“

Barbier: „Entschuldigen Sie, Herr, hatten Sie einen roten Schlipf, als Sie hereinkamen?“

Kunde: „Nein.“

Barbier: „Lieber Himmel, dann habe ich Sie in den Hals geschnitten!“

Fischer: „Der fruchtbarste Fisch ist wohl der Kabeljau. Neulich fand man in einem vier Millionen Eier.“

Schuster: „Gut, daß das bei uns Menschen anders ist. Denk nur, vier Millionen Paar Schuhe, und jedes Jahr wachsen sie wieder heraus!“



Putzpeteranz

Wolf Bergenroth

Frömmigkeit mag eine Tugend sein. Wenn die Frommen aber die Befehrungen teil nehmen lassen, wird sie lasterbast. Solches erfuhrt Kesi, eine Hausgehilfin, die bei einer frommen Dame angestellt war. Der Haushalt war nicht klein, und es gab alle Hände voll zu tun. Was in Kesi den entsprechenden Appetit hervorrief. Dennoch mußte sie eifrig mitfassen. Eines Tages aber wurde es ihr zu dumm und sie brachte sich ein kräftiges Schnitzmesser mit. Die fromme Dame fiel fast in Ohnmacht, als sie ihr Mädchen an einem Freitag der rohen Fleischluft hulbigen sah. „Gleich gehen Sie zum Herrn Pfarrer und beichten, fuhr sie das Mädchen an. Ich gebe Ihnen eine Stunde frei. Der Herr Pfarrer wird mich am Sonntag besuchen und mir berichten, ob Sie da gewesen sind.“ Kesi zog es jedoch vor, während dieser Zeit zu ihrem „Schatz“ zu gehen. „Versteht du das?“ fragte sie entrüstet. „Ich soll für 's fleisch beichten und der Pfarrer ist 's!“

Er: „Jedem etwas scheint am Motor nicht in Ordnung zu sein. Goffentlich kriegen wir keine Panne.“

Sie: „Ned' nicht so blöd! Warte wenigstens, bis wir aus der Stadt heraus sind!“

„Ihr Gatte ist hier schon eine Persönlichkeit geworden, gnädige Frau!“

„Nah, die kleine Waise!“

Auf einer Schule ist Rauchverbot. Der Lehrer entdeckt auf dem Boden einen Zigarettenstummel und fragt: „Schmidt, ist das Ihre?“ — Schmidt: „O nein, bitte, nehmen Sie nur. Sie haben ihn zuerst gesehen.“